

WALTER KLIER



MEINE STEINIGE HEIMAT

Berggeschichten aus Tirol



TYROLIA

Walter Klier

MEINE STEINIGE HEIMAT

Berggeschichten aus Tirol

Illustriert mit zwölf Öl-, Gouache-
und Ölpastellbildern von Walter Klier

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Inhalt

KLETTERN TUT NOT

So wurde es in Innsbruck gemacht 7

GROSSE STADT UND GROSSE BERGE

Meine Heimatstadt 25

DIE LIEBE ZUM BRÜCHIGEN FELS

Klettern im Karwendelgebirge 36

FLACHE WIESE, STEILE WÄNDE

Die Ahornböden im Karwendel 50

EIN SPAZIERGANG MIT DIDI

Lalidererverschneidung 1982 59

NORMALWEG ZUM OCHSENKOPF

Aus dem Leben eines Führerbearbeiters 75

REISEN IM GEBIRGE

Zu Fuß durch die westlichsten Ötztaler Alpen (1991)... 89

ÖTZI UND UMGEBUNG

Eine Fußreise im hinteren Venter Tal (1999) 99

GROBE BLÖCKE, SCHRÄGER SCHOTTER, STEILE GIPFEL	
Im mittleren Geigenkamm	106
GRÜNES LAND ÜBER DEM BRENNER	
Kundfahrten in einem unterschätzten Gebirge	110
ÜBER DIE BERGE NACH HAUSE	
In drei Tagen durch die Tuxer Alpen (2005)	126
WIE VIELE GIPFEL HAT TIROL?	
Was nicht nur der Wanderer wissen sollte	138
GÄMSEN, ENTGÄMST	143
IM REICH DES SENKRECHTEN SCHOTTERS	
Ein Führer durch meine Kletterheimat	147
ZILLERTALER TRIS	
Die Kanten von Fußstein, Feldkopf und Grundschartner	193
TRAUMZIELE: DER SONNIGE SÜDEN	
Kletterer auf Reisen.	202

KLETTERN TUT NOT

SO WURDE ES IN INNSBRUCK GEMACHT

Meine erste Kletterstelle hatte den Schwierigkeitsgrad I+, und ich fürchtete mich sehr. Ich war sechs Jahre alt. Ich bestieg mit meiner Mutter, oder besser gesagt meine Mutter bestieg mit mir die Erlspitze über den Normalweg, und dieser Normalweg weist an einer Stelle eine kleine Unterbrechung des Weges auf, da muss man mit den Händen an den Fels. Es sind bloß zwei Meter, aber damals erschien mir das unüberwindlich – und lebensgefährlich. Ich wollte nicht. Meine Mutter redete mir gut zu. Ich bockte. Meine Mutter redete mir immer weiter gut zu. Ich bockte immer noch. Meine Mutter redete mir ein Loch in den Bauch. Ich weinte. Aber schließlich hatte sie mich überredet, oder ich hatte nachgegeben, jedenfalls saßen wir dann am Gipfel in der Sonne, spähten in die düstere Nordflanke hinunter, über die mein Vater mit einem Bergfreund heraufgestiegen kam, und ich baute ein kleines Steinhaus aus den kleinen Steinen, die auf diesem Gipfel massenhaft herumlagen, vielleicht um gegen die generelle Unbehaustheit, die hier heroben auf den Höhen herrschte, ein wenig anzukommen.

Später habe ich mich dann manchmal versucht zu revan- chieren, indem ich meine Mutter in brüchiges, saugefährliches und überhaupt sinnloses Gelände lockte, aber sie weinte nie. Sie bockte auch nicht. Sie kletterte stets munter hinter mir, und wenn mir schon die Muffe ging und ich um unser beider Leben zu fürchten anfang, dann lachte sie und sagte, heute hätten wir wieder eine besonders anregende Tour ausgesucht.

Da war zum Beispiel der Hintere Seelenkogel im Ötztaler Hauptkamm, ein Spaziergang von der Zwickauer Hütte, es war noch nicht einmal Mittag, als wir oben saßen, und als der ebenfalls anwesende Tourengruppenführer anfang, seiner

Tourengruppe zum zweiten Mal das Gesamtpanorama zu erklären, weil er beim ersten Mal irgendwie um 90° falsch angefangen hatte, da beschlossen wir, noch einen weiteren Gipfel anzuhängen, den benachbarten Mittleren Seelenkogel. Der zugehörige Gletscher war mit tiefem, weichem Schnee bedeckt, und nahe dem Felsgrat, auf den wir wollten, sackte ich ohne Vorwarnung bis ans Kinn in ein Loch, das unter dem Schnee war. Da gingen wir vorsichtig wieder in der Spur zurück, die wir gekommen waren, und beschlossen, über den unscheinbaren (aber ein weiterer Gipfel, immerhin) Rotmooskogel ins Rotmoosjoch und von dort zur Hütte abzusteigen. Das wäre dann eine schöne Runde.

Der Abstieg vom Rotmooskogel (im Führer stand etwas von unschwierig) entpuppte sich dann als veritables Abenteuer. Es war ein guter Dreier, von auserlesener öztalerischer Brüchigkeit, und dummerweise hatten wir bloß für alle nicht eintretenden Fälle einen 20-Meter-Kälberstrick mitgenommen, der nun als richtiges Kletterseil herhalten musste. Wir brauchten drei oder vier Stunden für den läppischen kurzen Grat, dessen Ende man schon dauernd sehen konnte, ebenso wie die Hütte, die friedlich zu unseren Füßen unten in der Sonne lag; immerhin hätten wir bei Einbruch der Dunkelheit ein alpines Notsignal senden können, wenn wir denn daran gedacht hätten, eine Taschenlampe mitzunehmen, nämlich mit auf die Tour. Bis zur Hütte hatten wir sie sehr wohl mitgenommen. Dann aber nicht mehr. Als wir pünktlich zum Abendessen wieder auf der Hütte waren, sagte der Wirt nur, er habe uns die ganze Zeit zugeschaut, und sonst werde diese Tour eigentlich nie gemacht. Warum, wussten wir nun auch.

Als ich daheim die entsprechenden Korrekturen im Führer anbringen wollte, stieß ich in meinen Unterlagen auf den Brief eines früheren Begehers, der mich in ernstesten Worten darauf hinwies, beim Rotmooskogel-Ostgrat handle es sich mitnichten um eine unschwierige, vielmehr um eine ernste, anspruchsvolle Gratklettere. Das steht jetzt auch so im Führer,

und dazu steht: «teils sehr brüchig». Eigentlich auch schade, denn nun wird den Grat überhaupt niemand mehr begehen, und durch häufiges Beklettern würde er ja im Lauf der Zeit etwas von dieser exorbitanten Brüchigkeit verlieren.

Ein wenig leichtfertig sind wir in unserer Familie beim Bergsteigen immer gewesen. Aber so im Großen und Ganzen ist es immer gut ausgegangen.

Um 1960 tauchten in Innsbruck die ersten Kletterhelme auf, da sagte Wastl Mariner, der immer noch rüstige Held der 1930er-Jahre, verächtlich: «Kemmen jetzt die Motorradfahrer?» Aber die Verweichlichung war nicht aufzuhalten. Als mein Vater mich einige Jahre später zum Klettern mitnahm, besaß die Familie immerhin schon einen Helm. Den hatte mein Vater auf; allerdings überließ er ihn mir leihweise, als er in der bekannt brüchigen Serles-Nordwand im Vorstieg unabsichtlich ganze Steinlawinen ausgelöst hatte. Wir hatten auch nur einen Hammer mit, aber immerhin zwei Haken. So konnte ich den jeweils hinteren Haken mit einem der in dieser Wand reichlich vorhandenen losen Felsbrocken wieder heraus schlagen und meinem Vater mitbringen, der mich zu seinem Standplatz heraufsicherte und dann im Vorstieg den freigewordenen Haken wiederum irgendwo im Fels sinnvoll zu platzieren versuchte. Das allgemeine Sicherheitsbedürfnis war noch nicht so allumfassend geworden, und man ging in die Berge, *weil* und nicht obwohl es gefährlich war. Viele, viele Stunden krebsten wir in dieser senkrechten Schotterhalde herum, und in jeder einzelnen Minute dieser, sagen wir, ungefähr sechs Stunden schwor ich mir mehrfach, bei so etwas schaurig Anstrengendem, Furchterregendem, rundheraus Verrücktem nie, nie wieder mitzutun.

Schon am Gipfel, als wir in der warmen Nachmittagssonne rasteten, weit über das Land schauten und unter Lachen und Scherzen den letzten Saft austranken und den letzten Apfel teilten, bröckelte der feste Vorsatz bereits wieder.

Ich fasste ihn allerdings erneut, als mich mein Vater im Sommer darauf mit dem fünften Grad bekanntmachte, der damals der zweithöchste überhaupt war. So kam er mir auch vor. Unser Ziel war die Hannemann-Führe in der Scharnitzspitz-Südwand, und nachdem ich ungefähr beim fünften Versuch, bereits völlig entkräftet und entnervt, über den kleinen Einstiegsüberhang endlich doch hinaufgeschrammt und gerampft war, war mir eines klar geworden: Das Klettern war nichts für mich. Da mochte es noch so sehr in der Familientradition verankert sein (zumindest seit einer Generation), ich wollte mich flachländischeren Genüssen, geistigeren Abenteuern hingeben, dem Jazz, der Literatur, der Malerei ... aber dabei blieb es nicht.

Zwar ergriff ich auch weiterhin keine Initiative in Bezug auf den edlen Bergsport, doch wenn es hieß, «gehen wir klettern?», dann war ich mit von der Partie. Die dritte der kleinen Wetterstein-Fünfer-Touren, das war dann die Oberreintalschrofen-Südverschneidung, die gefiel mir schon beinahe. In meiner Schule gab es auch Leute, die kletterten, sehr gute sogar, der eine oder andere aus dieser Generation wurde später richtiggehend berühmt. Ich begnügte mich zunächst damit, mit ihnen ein wenig fachzusimpeln. Ich verstand zumindest ein bisschen was von den Bergen, und Manfred, mein Schulfreund seit Volksschulzeiten und nun in der Parallelklasse, nahm mich einmal in den Höttinger Steinbruch mit. Da wurde trainiert, so wie es einst Buhl und Rebitsch vorgemacht hatten.

Aber im Prinzip blieb ich auf Distanz zu diesem Tun, ich blieb bei Marcel Proust und James Joyce, bei Dizzy Gillespie und John Coltrane und ging ins Café. Dann machte ich die Matura und leistete den Militärdienst ab. Dort ereilte mich eine Lungenerkrankung, die man zuerst für eine Tuberkulose hielt. Damals gab es noch Leute, ganz gewöhnliche, die so etwas hatten. Ich kam in das auf *Tuberer* spezialisierte Landeskrankenhaus Natters, was gegen das ruinenartige Kasernengebäude, worin ich vorher gehaust hatte, ein großes Plus an Komfort

darstellte. Tagwache war zwar ebenfalls um sechs, aber danach bekam man das Frühstück ans Bett und musste überhaupt den ganzen Tag nicht aufstehen, außer man sollte zum Röntgen oder, zum Zweck der Magensaftentnahme, zum *Schläuchlschlucken*, was freilich nicht sehr angenehm war, aber eindeutig weniger lang dauerte als die Nachtübungen im Schneeregen. Hier hatte ich die Muße, «Krieg und Frieden», den «Mann ohne Eigenschaften» und – natürlich! – den «Zauberberg» zu lesen. Sechs Wochen vergingen anfangs im Flug, später etwas zähflüssig. An deren Ende wurde bei mir völlige Genesung, oder jedenfalls völlige Symptomfreiheit diagnostiziert (bei den Lungensachen konnte man nie wissen, plötzlich waren sie wieder da, man wusste das ja aus dem «Zauberberg»): Ich wurde nach Hause geschickt. Das Militär erklärte mich in etwas übertriebener Angst vor Ansteckungen für untauglich, auf immer und ewig. Im Frühjahr machte ich den Führerschein. Im Herbst würde ich auf die Universität gehen; bis dahin hatte ich frei.

In diesem Frühling der Freiheit ereilte mich eine Art von Jugendirresein. Ich begann zu klettern, im Ernst und aus eigenem Antrieb und richtig.

Die Großartigste, die Schönste, die Eleganteste

So spricht mein Tourenbuch, damals sprach es, wiewohl nicht gerade redselig, doch noch etwas mehr, über die Große-Zinne-Nordwand, *die Comici*, wie sie kurz und bündig hieß und heißt. Das war im zweiten Jahr des Jugendirreseins, wir hatten brav geübt und hatten schon einige Touren im fünften und sechsten Grad bezwungen, mein Schul-, jetzt Studienfreund Manfred und ich. So gondelten wir mit dem alten (naturgemäß: klapprigen) Ford, den ich seit dem Herbst des Vorjahrs mein Eigen nannte, in die Dolomiten, hinauf zur Auronzohütte; am Nachmittag desselben Tags bezwangen wir den *Preußriss* auf die Kleinste Zinne, «irre Freikletterei», sagt mein Tourenbuch, tatsächlich kam mir das Klimmen in dem Riss, der eigentlich

ein Kamin ist, dazu ein ziemlich weiter, ungemein luftig vor, und tief in seinem Grunde, wo die Standplätze sind, roch es, na ja, es roch wie in den finsterner Ecken der Altstadt, in die die heimkehrenden Zecher noch schnell hineinpieseln, weil sie vergessen haben, noch im Gasthaus drinnen aufs Klo zu gehen. Im Dialekt meiner Heimat: «Es brunzelet.»

Am Abend zechten auch wir, mit Pasta und ein wenig zu viel Rotwein, weswegen wir am Morgen erst um halb neun uns am Einstieg einzufinden in der Lage waren. Beklemmend steil, wie es so ihre Art ist, türmte sich die Nordwand der Großen Zinne zu unseren Häupten auf. Und nicht nur das, sondern auch ganz ohne Risse, Kamine oder sonstige schützende Einbuchtungen, worin man vor so viel überhängender Glätte sich wenigstens kurzzeitig in eine nervenschonendere Lage hätte bringen können. Erst ziemlich weit oben gliederte es sich etwas auf und legte sich vom Überhängenden ins Senkrechte zurück. Die Große Zinne, von dieser Seite betrachtet, war wirklich so, wie man sie von den Fotografien her kennt: eine Wucht. Aus der Nähe betrachtet, fast ein bisschen zu viel Wucht.

Früher aufgestanden als wir waren an diesem Tag zwei Seilschaften. Die erste war schon ein Stück oben, die zweite, seit ungefähr eineinhalb Minuten hier, packte gerade das Seil aus. Ihr Anführer sagte zu uns, an der Stelle eines Grußes: «Dass das klar ist, wir waren vor euch da!» Wir sagten, das sei schon klar, und woher sie denn kämen? «Düüsburg!», beschied der Anführer der beiden uns kurz und kletterte schon los, ganz dynamischer Herr der Lage.

Züig klomm er empor, dann weniger züig, dann verharrte er ein wenig, dann etwas länger. Wir warteten erst einmal. Dann rief er, wie sich zeigen sollte, in vorauseilendem Pessimismus, zu seinem Partner hinunter: «Pass auf, ich fliege gleich!» Wir warteten noch ein bisschen, wir schauten erwartungsvoll nach oben, aber er flog dann glücklicherweise eh nicht. Sollte er bloß geblufft haben, um uns zusätzlichen Res-

pekt vor dieser Wand einzuflößen, so war ihm das mit dieser Einlage prächtig gelungen.

Am Ende, als auch wir hinter den beiden Landsleuten von Kommissar Schimanski die erste Seillänge gemeistert hatten, wurde allen Beteiligten klar, dass wir eine Fleißaufgabe bewältigt hatten, nämlich eine Einstiegsvariante, etwas schwieriger als der übliche Weg, vor allem mit eher wenig Haken, im Gegensatz zur richtigen Tour, wo es deren ungemein viele gab, alle zwei Meter einen, manchmal alle Meter, im so überaus Steilen beruhigte das allerdings auch ungemein. Und die Frage mit dem Vortritt am Einstieg erwies sich dann als ziemlich zweitrangig, da nämlich die Vordersten, zwei Italiener, sich trotz der vielen Haken mächtig fürchteten und nur äußerst langsam vorankamen. So warteten nun auch die deutschen Freunde sich die Beine in den Bauch, und wir taten hinter ihnen ein Gleiches.

Die Stunden zogen sich, aber am Ende versammelten wir uns doch alle sechse auf der kleinen Plattform am Ende der Hauptschwierigkeiten. Wie der Führer ungemein treffend formulierte: «Die eindrucksvolle Steilheit der mauergleichen Nordwand beginnt von hier ab etwas nachzulassen.» Ein Blick ins weite Bergesrund ergab das Gleiche wie die vielen Blicke, die wir auf den Standplätzen wartend schon bisher in die Runde geworfen hatten: nämlich, dass das Wetter eher mittel war und nicht besser wurde. Es wölkte so vor sich hin und in der Ferne donnerte es. Dann donnerte es etwas näher, dann noch etwas näher. Das war kein schönes Gefühl.

Offenbar war es auch für die anderen vier, mit denen wir uns auf dem Podest über dem Ende der Hauptschwierigkeiten zusammendrängten (dem sogenannten Italienerbiwak), ebenfalls kein schönes Gefühl. Drei Klettererpaare begannen jeweils im Duett zu sinnieren, was nun wohl zu tun sei. Die Italiener beschlossen, da sie nun schon das Italienerbiwak erreicht hatten, hier ein solches in Angriff zu nehmen; die Düsburger hatten keine Lust auf existentielle Grenzsituationen weiter

oben und beschlossen abzuseilen. Wir hingegen entschieden uns für die korrekte Kletterrichtung: aufwärts. Nach reiflicher Überlegung und Beratung, versteht sich: Es war erst halb drei – italienischer Sommerzeit, nach unserer Zeit also erst halb zwei, der Rest der Tour war nur mehr IV bis V, und das Gewitter gewitterte nun gerade wieder etwas weiter in der Ferne.

Inzwischen hatten die beiden Deutschen ihr Abseilmanöver ins Werk gesetzt. Der Anführer *dülferte* zuerst in die Tiefe. Zuerst ein paar Meter der Wand entlang; dann gelangte er, immer der Schwerkraft folgend, unter den dachartigen Überhang und hing in der freien Luft. Seine Versuche, durch leichtes Pendeln an die darunterliegende Wand zu kommen und sich dort festzuhalten, misslangen. Die viele Luft unter seinem Hintern machte ihn anscheinend etwas panisch, und er beschloss, mit Hilfe der bewährten Prusik-Technik sich wieder zu uns heraufzuarbeiten. Damals hatte noch jeder verantwortungsvolle Kletterer die Schnürchen brav ins Seil vor sich geknotet, mit diesem genial ausgedachten Knoten, den man unbelastet nach oben schieben kann und der bei Belastung flugs am Seil festklemmt. So arbeitete er sich mählich, sehr mählich nach oben.

Wir blieben als unfreiwillige Zeugen ebenfalls am Schauplatz der Geschehnisse; wie sich erst jetzt herausstellte, hatten die Kollegen nämlich ihre Sicherung so über der unseren in den dicken Sicherungseisenring des Italienerbiwaks geknotet, dass wir den Ort des Schreckens nicht verlassen konnten, bevor nicht ihr Seil wieder locker hing. Und dazu musste der Unglücksrabe wieder heroben bei uns sein. Schließlich erreichte er die erwähnte waagrecht, gesimsartig vorkragende Felskante, und seine Versuche, die Prusikschnürchen über dieselbe herauf ins Senkrechte zu schieben, blieben fruchtlos. Sein eigenes Gewicht drückte das Seil fest gegen den Fels. Er werkte und maulte unten. Wir fünf anderen heroben lauschten seinem Tun, ich weiß nicht mehr, ob bedeutungsvolle Blicke gewechselt wurden oder gar Worte, in meiner Erinnerung be-

steht die Tonspur zu dieser Szene ausschließlich aus dem nun wieder etwas näheren Gewittern in den nördlich gegenüberliegenden Dolomitenkofeln und dem Schnaufen und Schimpfen des unter uns Kämpfenden, das in dem Ausruf gipfelte: «Das is ja 'n Trauma!»

Was tun?, titelte Lenin in einer ähnlich verzwickten historischen Lage, oder war es Tschernyschewski?; wir kamen zu dem Beschluss, dass die einzige Lösung darin bestand, den Helden mit gemeinsamer Manneskraft die paar Meter wieder zu uns herauf zu hieven. So ein Mensch, der frei in der Luft hängt, ist überraschend schwer; doch endlich gelang es doch, und ungesäumt machten wir uns davon. So wissen wir bis heute nicht, was aus unseren Zufallsbekanntschaften aus dem Italienerbiwak später noch geworden ist.

Das Intermezzo hatte uns eine glatte Stunde gekostet. Nun hieß es sich sputen. Manfred übernahm die Führung. Es ging links ums Eck und dann hinauf, hinauf, hinauf. Bald war Manfred außer Sicht- und Hörweite. Ich wartete, die Nebel sausten mir um die Ohren, irgendwann beschloss ich, dass das Zerren am Seil nun bedeuten sollte, dass er Stand hatte ... Der Rest der großen Wand, tatsächlich von abnehmender Schwierigkeit, war ein einziges Gerenne, der berühmte 27-Meter-Querengang war gar nicht so wild wie gedacht, und schließlich standen wir oben, dort, wo «nach etwa 80 Metern ein breites Band» erreicht wird und «die meisten Seilschaften», wie der Führer fürsorglich informierte, ohne Gipfelbesuch gleich zum Abstieg über den Normalweg queren. Es war inzwischen sehr später Nachmittag, und es half auch wenig, dass wir uns bei jedem Blick auf die Uhr sagten, bei uns daheim sei es ja noch um eine Stunde früher. Nur wegen dieser Zeitverschiebung wurde es hier trotzdem nicht später dunkel, sondern ziemlich genau zur selben Zeit.

Bald erspähten wir einen Abstiegsweg, den wir flugs anfangen hinunterzuklimmen – bis das Gehgelände in Klettergelände überging und dieses in eher schwieriges Klettergelände. Es

dämmerte uns, und dann ließ es sich nicht mehr leugnen, dass wir nicht in der Normalroute waren, sondern irgendwo anders. Spätere Rekonstruktionen ergaben, dass es sich um die Südwand gehandelt haben musste.

Hier, jetzt, im Augenblick der Gegenwart war nur eines klar: Wir wussten nicht, in welcher Tour wir waren, und daher wussten wir auch nicht, was weiter unten auf uns wartete. Also machten wir kehrt und klotzen zurück hinauf aufs große Band. Der nächste Versuch glückte, und wir kamen nun einigermaßen rasch nach unten. Am Ende nicht rasch genug. In Sichtweite der Hütte, am oberen Ende eines kleinen Kamins, wurde es endgültig und unwiderruflich dunkel, Sommerzeit hin oder her. Schweren Herzens bezogen wir unser Österreicherbiwak. Immerhin hatte das Wetter die alte Bergsteigerweisheit beherzigt, dass es sich nämlich am Abend beruhigt, und der Abend war leidlich warm. Wir packten die zwei Bierdosen aus, die wir uns für den Gipfel mitgenommen hatten, und stellten überflüssigerweise fest, was wir ohnehin wussten, dass nämlich unter den vielen Dingen, die wir nicht mit dabei hatten, sich auch die Taschenlampen befanden. Nach der Mengenlehre, die uns als der letzte mathematische Schrei gegen Ende unserer schulischen Karriere beigebracht worden war, handelte es sich hierbei sozusagen um eine irrealer Menge. Wir tranken unser Gipfelbier sehr langsam und vertrieben uns die Zeit mit Erörterungen zu der Frage, welche der verschlafenen, verträumt-verwarteten Stunden des Tages es war, die uns am Ende gefehlt hatte. Was heißt Stunde: gerade nur zehn Minuten früher hätten wir da sein müssen.

Dann wäre es uns gewiss beim letzten Büchsenlicht noch gelungen, uns durch den Kamin hinunterzutasten, der sich, als es am nächsten Morgen hell wurde, als höchstens zehn Meter hoch und ziemlich wenig schwierig herausstellte. Da waren wir trotz Biwaksack nun doch stark durchgefroren, und gerade weich war das Lager auch nicht gewesen. Nun war es also das erste Büchsenlicht geworden, das wir dazu nutzten, die restli-

chen Minuten zur Hütte und zum Parkplatz abzusteigen. Wir setzten uns ins Auto und bretterten los. Es war halb fünf in der Früh, und um acht sollte Manfred in Neustift im Stubaital den Dienst bei der Forstvermessung (sein Sommerjob) antreten. Auch damals, Mitte der Siebzigerjahre, war es für gewöhnliche Sterbliche schwer, schnell mit dem Auto durchs Pustertal zu kommen. Wir verspäteten uns nur höchstens um eine halbe Stunde, aber die Forstler waren schon losgezogen. Ich fuhr weiter, nach Hause, und legte mich erst einmal ins Bett und schlief mich aus.

Slicks und andere Fortschritte

Zu jener Zeit war das Sportklettern irgendwo draußen in der Welt schon erfunden worden und würde sich nur wenige Jahre später auch hier im Herzen Europas durchsetzen; einstweilen blieben wir hier in den Alpen noch Allrounder im klassischen Sinn. Was man heute ein *Sportklettergebiet* nennt, war uns bloß ein Klettergarten, und die Routen ging man nicht *toprope*, *on sight* oder sonstwie englisch, sondern schlicht und bieder von oben gesichert – damit nämlich nichts passierte. Unglücke sollten sich, wenn, dann tunlichst im richtigen Gebirge ereignen.

Und hatte man ganze und halbe Tage im Klettergarten, im Normalfall also im Höttinger Steinbruch verbracht, so war man doch moralisch nicht berechtigt, die dort zurückgelegten Klettermeter als *echte* im Tourenbuch aufzulisten. Ein Tag im Steinbruch konnte – bei der großen Jahrestourenzählung – genauso wenig als Tour gewertet werden wie das erste Drittel der *Carlesso-Sandri* auf den Torre Trieste, damals, Walter Pause sei Dank, ein prestigeträchtiges Unternehmen im oberen sechsten Grad, das einem im Voraus die eine oder andere schlaflose Nacht bescherte und dann einen langen, anstrengenden Tag im Fels. Der höchste erreichte Punkt war aber bloß, nach zwölf oder vierzehn Seillängen, das erste große Band gewesen, und so blieb der Touren-Tacho jenes Jahres 1976 auch nach

dem 5. Juni störrisch bei vierzehn stehen. Hatte man hingegen im handlichen Rofangebirge zwei oder drei Seillängen vollbracht, die nominell auf einen Gipfel führten, war das als eigenständige Tour zu werten. Das war einer von vielen Vorteilen, die das Rofan auch sonst bot, dass die Touren so kurz waren.

Damals trainierte man im Klettergarten für das Klettern, nicht im Krafraum für den Klettergarten, und die Calanques, die damals in Mode kamen, waren nur zulässig, weil bei uns in den Alpen bekanntlich bis in den Sommer hinein alles voller Schnee ist – und vielleicht auch deshalb, weil einem diese schöne Weltgegend den Aufenthalt in ihr mit einer breiten Palette von Misshelligkeiten würzt. Hitze, Einbruchsdiebstahl, Wassermangel und dergleichen treten an die Stelle von im engeren Sinn alpinen Strapazen. Und so war man gleichsam legitimiert, in den Calanques zu klettern, wiewohl sie kein Gebirge waren. Zwar war man auch bequem, doch durfte man keinen Moment lang vor sich selber oder anderen den Eindruck erwecken, etwas Weichei-mäßiges schleiche sich da ins männliche Tun.

Natürlich beschreibe ich hier nur meinen persönlichen Ehrenkodex, der sich aber nicht wesentlich von dem der anderen Angehörigen jener letzten vor der Erfindung des Sportkletterns sozialisierten Generation unterscheiden dürfte. Gleich nach uns kamen andere, ganz andere, denen wir uns nach und nach anpassten, soweit das in fortgeschrittenerem Alter noch möglich war. Dass wir die Rolle von letzten Mohikanern spielten, tritt ja erst jetzt, im 21. Jahrhundert, deutlicher hervor. Und im Übrigen, und nicht nur in der alpinen Geschichte, ist jeder immer auch ein letzter Mohikaner.

Damals trug man wollene Kniestutzen (rot oder grau, kratzig), lodene Kniehosen (hellgrau, sehr kratzig), karierte Hemden und von Muttern mit Liebe gestrickte Pullover. Mein immerwährender Kletterpullover war zinnoberrot, was sich auf den äußerst spärlichen Fotos, die wir schossen, gut machte,

gestrickt hatte ihn meine Großmutter, die für alle ihre vielen Enkel in einem fort Pullover, Socken und Fäustlinge herstellte.

Die Füße steckten, zumindest den ersten Sommer lang, in etwas, das man nur kurze Zeit später abfällig als «Knospen» bezeichnen würde, feste Lederbergschuhe, die beim Gehen drückten, im Schnee trotz penibelster Pflege mit hochspezialisierten Fetten schnell durchnässten und zum Klettern, rückblickend betrachtet, völlig ungeeignet waren – doch, wie gesagt, das Ideal war zu jener Zeit der Allrounder, und der war jemand, der das Schuhwerk nicht wechselte. Umziehen (insbesondere das Wechseln von durchgeschwitzter Unterwäsche) war sowieso ein Zeichen von Dekadenz.

Unter der Oberfläche freilich hatten die kommenden Umwälzungen sich schon abzuzeichnen begonnen. Im Klettergarten zumindest trugen wir *Turnpatschen*, ein Schuhwerk, das heute nur noch in Marsianer-Styling in den Handel gebracht wird, damals aber den heutigen Kletterschuhen noch ziemlich ähnelte. Auch sonst wurde das militärisch orientierte Ideal der Altvorderen zunehmend aufgeweicht. So versuchte etwa Freund Gerhard durch Mitnahme exquisiter Konserven und Dosen köstlichen Bieres an die Sitten des *Fin de siècle* anzuschließen. Allzu neugotische Vokabeln wie «Weg» oder «Führe» für «Route» wurden nur noch spaßhalber verwendet, wenn wir etwa einen bisher (wegen zu geringer Schwierigkeit) ganz unbeachtet gebliebenen und daher noch unbenannten Fünfer-Boulder im Steinbruch *Ungarnführe* taufte, einen anderen *Franz-Grillparzer-Gedächtnisweg*. Inzwischen weiß man, zu welchen in Fels gemeißelten Geschmacklosigkeiten zwischen *Mangoustine scatophage* und *Schwanzus longus* das geführt hat.

Die Kunde begann sich zu verbreiten von neuen Meisterkletterern, die ihre atemberaubenden Routen im Sakko und mit einem Hut mit Hahnenfeder auf dem Kopf begingen und ihnen dann blöde Namen gaben. Reinhold Messners grellorange Cordsamtjeans begannen durch die Dolomitenwände

und die gerade noch jugendlichen Allmachtsfantasien des Verfassers und seiner Freunde zu geistern. Aber das alles kam tatsächlich erst einige Jahre später voll zum Tragen.

Eine Reise nach Cornwall im Sommer 1974, mit Kletterversuchen am Bosigran, einem in britischen Fachkreisen beliebten Gefelse ganz draußen in der Nähe von Land's End, brachte einen unerwarteten Modernisierungsschub mit sich. Als wir die Wand nach längerer Suche im südwestenglischen Gestrüpp schließlich gefunden hatten und mein Vater sich im besten Alpenstil einige Meter einen ziemlich glatten und abgeschmiereten Fünfer-Riss hinaufgeschunden hatte, schien ihm an der Zeit, das allgemeine Sicherheitsniveau anzuheben, denn trotz unübersehbarer Begehungsspuren fehlten Haken vollständig. Wir hatten selbstverständlich welche mitgebracht – man wusste nie –, und deshalb war unser Handgepäck das schwerste in der Geschichte des zivilen Flugverkehrs gewesen.

Mit den wuchtigen Hammerschlägen des klassischen Erschließers trieb er einen der mitgebrachten Eisenstifte ins Gemäuer – mit dem Erfolg, dass um alle Ecken des Bosigran besorgte Gesichter auftauchten und im gesamten Bereich eine etwas angespannte Stimmung aufkam, die wir uns zunächst nicht erklären konnten. Später erzählten uns die freundlichen Engländer, dass sie schon lange Zeit keine Haken mehr benutzten. «It damages the rock.» Sie zeigten uns, was sie zur Sicherung verwendeten: Schraubenmuttern und vergleichbare Eisenteile in verschiedenen Größen, etwas, das sie mit dem Sammelbegriff *nuts*, *Nüsse* nannten – es wurde von den gelehrigen Innsbruckern in *Klötzeln* umgetauft und ist heute in mindestens zweiundfünfzig, teils exotischen Formen in jedem besseren Gemischtwarenladen zu haben.

Gegen Ende jenes denkwürdigen Sommers hatte ich es denn auch zu einer moderneren Sorte Schuhwerk gebracht: *Steinkogler, der Zehenmörder*, wie ein an den Folgen derselben Kaufentscheidung laborierender Bekannter die halbhohen